



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Die Jrrthümer des Herrn von Voltaire

Nonnotte, Claude François

Frankfurt ; Leipzig, 1769

VD18 90366778

III Artik. Von dem Gottesdienste.

urn:nbn:de:hbz:466:1-39116

Neben dem würde man dadurch, daß man die Geistlichkeit der Seele läugnet, sich ganz leicht den Weg bahnen, auch ihre Unsterblichkeit zu läugnen. Was für ein Beweggrund, und welche Hülfe würde alsdann für die Tugend übrig bleiben; und was für gräuliche Folgen würde nicht diese Materialistenlehre nach sich ziehen?

—————

III Artikel.

Von dem Gottesdienste.

Der Herr von Voltaire erkläret sich für keinen Religionsdienst; sondern kämpfet wider alle. Er erkennet kein göttliches, noch menschliches Ansehen. Er fertiget beyde mit gleicher Verachtung ab. Was die göttliche Schrift entscheidet, was die Vernunft entdecket, das greift er ohne Unterscheid an; und bäumet sich durch seine freche Bemühungen eben so wider die Offenbarung, als wider die Vernunft auf. Er sollte wohl wünschen, daß gar kein Religionsdienst wäre; und das ist der Wunsch vieler heutigen Philosophen. Nichts ist, woraus klärer erhellet, wie gottlos und unvernünftig diese

Phis

Philosophie sey. Ehe wir Voltaires Gedanken über diesen Punkt untersuchen, wollen wir kürzlich die Grundsätze vortragen, auf welche der Religionsdienst gegründet ist.

Sobald man überführet ist, daß ein Gott sey, so erkennet man sogleich die Nothwendigkeit eines Religionsdienstes. Gott ist der Anfang und das Ende von allem; er ist der Schöpfer und Gutthäter; er ist Vater und Oberherr. Dies sind die Titel seiner Rechte über seine Geschöpfe; und zugleich die Titel der Verbindlichkeiten der Geschöpfe gegen ihn. Diese Rechte können nicht veräußert; diese Verbindlichkeiten nicht aufgelöst werden. Auf diese Rechte und Verbindlichkeiten sind die Verehrungen, und Dienste gegründet, welche die Geschöpfe dem allerhöchsten Wesen schuldig sind; und diese Dienste, und Verehrungen werden mit dem Namen der Religion beleget. Aus diesen so einfachen Grundsätzen lassen sich zwei Folgen herleiten. Fürs Erste, daß ein Gottesdienst seyn müsse: zum Andern, daß nicht alle Religionsdienste Gott dem Herrn gleichgültig seyn. Ich will noch etwas weniges dazusetzen, um zu erweisen, daß Gott einen Religionsdienst vorgeschrieben und festgesetzt habe. Es

Es muß ein Gottesdienst seyn. Diese erste Folge ist so klar in den von uns eben vorgehaltenen Grundsätzen enthalten, daß sie keines neuen Beweises bedarf. Einen Gott erkennen, und gestehen, daß man ihm huldigen müsse, das sind einigermassen keine zwey verschiedene Dinge; nein! es ist eine und dieselbige Sache. Der größte Mann, der unter den Römern gewesen, sagte deswegen (u): es wäre niemals eine Nation so wild, und so barbarisch gewesen, die keinen Gott erkennet, und folglich keine Religionsgebräuche und Gottesdienste gehabt hätte, denselben zu verehren. Ich will mich also bey diesem Punkte, der augenscheinlich ist, nicht aufhalten; und gehe unverweilt zu der zweyten Folge über.

Nicht alle Arten der Religionsdienste sind Gott dem Herrn gleichgültig. Denn wenn in einigen Gottesdiensten, die auf Erden eingesezet sind, etwas dem natürlichen Gesetze zuwiderläuft, oder irgend eine Gottlosigkeit enthält: so kann man nicht sagen, daß Gott dergleichen Dienste genehm halte, und sie mit eben dem Auge ansehe, wie er
einen

(t) Cicero tusc. Quæst. L. I. N. 13.

einen reinen und unschuldigen Dienst ansehen würde. Also waren die bey den Heyden an den Festtagen der Göttinn Bona, der Venus, des Adonis, u. a. m., erlaubten und vorgeschriebenen Unlauterkeiten keine Verehrungen, sondern wahre Lasterungen der Gottheit. Die in Abschachtung der Menschen bestehenden Opfer, welche bey den Africanern, Galliern, Mexicanern gebräuchlich gewesen, waren bloße Handlungen der Grausamkeit und der Wuth, und keine Werke der Andacht und Religion. Man kann nicht sagen, daß Gott in Ansehung dieser Art Dienste gleichgültig gewesen; sondern er verabscheuete dieselben.

Kommen wir von dem Heydenthume auf andre Religionen: so werden sich nicht geringere Schwierigkeiten zeigen. Der Jud verfluchet und verwünscht den Herrn Jesus, der die Religion der Christen gestiftet: der Socinianer hält ihn für weiter nichts, als für einen großen Mann, den Gott vorzüglich geliebet habe: der Türk ehret ihn als einen Propheten: der Deist fraget nichts nach seinen Gesäßen: der Christ bethet ihn als seinen Gott an, und gehorchet ihm als seinem göttlichen, allerhöchsten, und allwalt.

waltenden Gefäßgeber. Soll Gott die Verwünschungen des Juden, die Gleichgültigkeit des Socinianers, die schwache Ehrerbiethsamkeit des Türken, die Verachtung des Deisten, und die Anbethung des Christen, mit einem gleichgültigen Auge betrachten? Ein vernünftiger Mensch sinne der Sache nach, und fälle ein Urtheil!

Da Gott einen Dienst, und eine Verehrung von dem Menschen erfordert, so hätte er die Ausdrücke und Uebungen dieses Dienstes seiner Wahl überlassen können, wofern dieselben heilig und unschuldig wären. Man sollte wohl glauben, daß dies der Zustand der Sachen, während der Zeit des natürlichen Gefäßes, gewesen sey. Damit aber dieser Dienst heiliger, vollkommener, und seiner würdiger wäre, so hat er hernach selbst einen besondern vorschreiben, und einrichten wollen; und das ist der Gottesdienst der Christen. Dieser war, fast zweytausend Jahre vor seiner Einsetzung, durch die Orakel der Patriarchen und Propheten verkündigt worden; und hat sich seit mehr als siebenzehn Jahrhunderten im Stande gehalten. Man lese die gelehrten Werke Eusebs von Casarea, von der evangelischen Vorbereitung und Erweisung;

E

weisung;

weisung; oder den achten Theil des Schau-
 plazes der Natur, den der Herr Abt Pluche,
 der artigste, vernünftigste, und christlichste Phi-
 losoph dieses Jahrhunderts, geschrieben hat:
 so wird man an der göttlichen Einsetzung des
 christlichen Gottesdienstes nicht mehr zweif-
 eln können. Man wird über eine so wicht-
 ige Sache nichts deutlicher, nichts über-
 zeugender und überführender finden. Wir
 haben nichts von dem Gottesdienste der
 Hebräer gesaget, den Gott anfänglich ein-
 gesetzt hatte. Selbiger war heilig; aber
 er war nur für eine Nation, und für eine
 Zeit; und sollte dem christlichen Gottesdienste
 zu einer bloßen Vorbereitung dienen.

Indessen scheint der Herr von Voltaire,
 der Stärke und Klarheit dieser Proben un-
 geachtet, nicht wohl überführet zu seyn, daß
 Gott wirklich einen Dienst von seinen Ge-
 schöpfen erfodre. Er hält dieses nicht für eine
 Gott dem Herrn sehr anständige Sache. Du
 stehest, saget er am Anfange seines Gedichtes:

Du stehest unter Gott, dem uns verborg-
 nen Wesen.

Doch, da er unerkannt dort im Verborg-
 nen wohnt,

Und weit von uns entfernt im Sterne-
 reiche thront;

Welch

Welch eine Schuldigung will er wohl von
dir haben?

Meynst du, es werde ihn, und seine All-
macht laben,

Wenn man ihm großes Lob und Ehren-
namen giebt?

Ist er mit Ungebühr in seine Macht
verliebt,

Und plagt ihn Eifersucht?

Hätte Voltaire die Vernunft, die göttliche
Schrift, die bewährtesten Traditionen zu
Rathe gezogen, so würde er begriffen haben:
daß die Lobsprüche, die Gelübde, die Gebether,
die Opfer, und alle übrige Ausübungen
des Gottesdienstes, bloße Ausdrücke der
Schuldigung, der Anbethung, der Erkenntlich-
keit, und der Liebe der Geschöpfe gegen das
allerhöchste Wesen sind. Er würde gelernet
haben, daß alles dieses vom Anfange der Welt
gebräuchlich gewesen. Im natürlichen Ge-
sänge haben uns Abel, Noe, Abraham,
Melchisedech Beispiele davon gewiesen.
Nichts ist prächtiger, als die Gesänge, welche
Moses, David, und die übrigen Pro-
pheten gemacht haben, um die Hoheiten
Gottes, und die Pflichten der Geschöpfe
kennbar zu machen. Aber man sollte sagen,

Voltaire wisse von allem dem nichts, oder frage nichts danach.

Er fraget, ob das höchste Wesen auf seine Hoheit eifersüchtig sey, und an den Lobserhebungen und Gelübden einen Wohlgefallen habe. Allein was wäre denn das für eine Unanständigkeit an Gott, wenn er von seinen Geschöpfen 1tens Huldigungen foderte, so wie die Fürsten sie von ihren Unterthanen fodern; 2tens Erkenntlichkeit, wie ein Wohlthäter sie von dem fodert, der einige Gutthaten empfangen; 3tens Bezeugungen der Liebe, wie ein Vater von seinen Kindern? Sollte man deswegen den großen Gott einer unanständigen Eifersucht beschuldigen? Solch eine Rede beschimpfet ja ihren Urheber weit wehr, als sie die Religion lästert.

Allein Voltaire drücket sich auf eine noch verwägnere Art aus, da er folgendes hinzusetzt:

Gebäude, Nutzbarkeit, Gesäße hat die
Welt,

So wie den Gottesdienst, verschieden
angestellt.

Man

Man suche nur gerecht, und ohne Schuld
zu denken:

Das Uebrige kann man nach eigenem Willen
lenken.

Es ist kein Gottloser, noch Freydenker,
der den letzten Vers nicht mit Vergnügen
wiederholen müsse. Indem er alle Uebungen
des göttlichen Dienstes, alle höchst ehrwürdige
und höchst geheiligte Gefäße verachtet, wird
er allemal sagen können: Man suche nur
gerecht, und ohne Schuld zu denken:
das Uebrige kann man nach eigenem
Willen lenken. Seine ganze Religion
wird alsdann in der Bekänntniß bestehen,
daß ein Gott sey; als welches ein Punkt ist,
der heutiges Tages nicht mehr geläugnet
werden kann: und dieses wird seine einzige
Glaubenslehre seyn. Seine ganze Sitten-
lehre wird in dem einzigen Satze enthalten
seyn: Man suche nur gerecht, und ohne
Schuld zu denken; und er selbst wird
über alle Rechte, und über alle Verbind-
lichkeiten dieser Gerechtigkeit den Ausspruch
thun: denn das Uebrige kann man
nach eigenem Willen lenken.

Der Herr von Voltaire hat alle gräuliche
Folgen, so aus diesen Grundsätzen fliesen,

halb eingesehen. Er giebt sich Mühe, die Gottlosigkeit derselben durch diese Anmerkung zu verhüllen: Es ist augenscheinlich, sagt er, daß diese Willkuhr bloß die eingesetzten Sachen, die bürgerlichen Gesetze, die Zuchtverordnungen betreffe: welche alle Tage, nachdem es die Noth erfordert, abgeändert werden.

Allein die Taufe, und die übrigen Sacramente der Christen sind eingesetzte Sachen: kann man also sagen, daß es willkührlich sey, sich selbiger zu bedienen, oder nicht? Die Gesetze, so vormals den Hebräern gegeben worden, bezogen sich, die zehn Gebothe ausgenommen, allein auf eingesetzte Sachen. Stand es ihnen frey, sich denselben zu unterwerfen, oder nicht zu unterwerfen? Es ist also eine erschreckliche Gottlosigkeit, oder eine sehr erbärmliche Verirrung der Vernunft, wenn man saget, es sey genug, daß man gerecht sey: es sey denn, daß in dieser Gerechtigkeit die Pflichten der Religion mitbegriffen würden. Wie schön sind nicht Voltaires Verse! nur Schade, daß sie nichts als Gottlosigkeiten, und Ungereimtheiten enthalten.